

Mit Kopftuch oder im kleinen Schwarzen

Zur Pluralität der Frauen in Malaysia

von Claudia Derichs

Sollten gutaussehende Frauen lieber reiche Männer heiraten, anstatt arbeiten zu gehen und damit anderen die Arbeitsplätze wegzunehmen? Sollten es sich junge Frauen angesichts des hohen Frauenüberschusses an Malaysias Universitäten nicht zweimal überlegen, ob sie ein Studium beginnen, weil doch die Chancen sinken, an der Uni einen Mann zu finden? — Dies sind keine Treppenwitze aus der Chauvi-Provinz, sondern ernsthafte Äußerungen hochrangiger malaysischer Politiker zum Thema Arbeit und Frauen bzw. Universität und Frauen. Welche Reaktionen rufen solche Äußerungen bei den Frauen in Malaysia hervor, fragt man sich. Wie denken »die malaysischen Frauen« über ihre Rolle in der Gesellschaft, über ihren Alltag, über ihre Rechte und Pflichten?

Geht man der Frage nach, so stolpert man natürlich über den Ausdruck »die malaysischen Frauen«. Denn die gibt es nicht als homogenes Kollektiv. Die Pluralität der Frauen ist ausgesprochen hoch, zumal die ethnischen und religiösen Komponenten in Malaysia zusätzlich ins Gewicht fallen. Um ein wenig von der Pluralität und Heterogenität der malaysischen Frauen in Stadt und Land zu illustrieren, seien einige Portraits von Frauen vorgestellt, die zwar auch noch lange nicht das vielfältige Spektrum abdecken, aber doch zumindest eine Idee davon vermitteln, wie bewegt und unterschiedlich das Frauenleben in Malaysia sich gestaltet.

Da ist zu Beispiel Askia*, eine typische Mittelklasse-Malaiin aus Kuala Lumpur (KL). Askia ist verheiratet und hat drei Kinder, deren jüngstes von ihrer indonesischen Maid betreut und erzogen wird, weil Askia ganztags arbeitet. Eigentlich würden Askia und ihr Mann eine »local maid« bevorzugen, aber es gibt kaum noch eine Malaiin heutzutage, die einen Job als Maid annehmen würde. Philippinische Maids sind als Alternative sehr begehrt, aber auch sehr teuer. Die Regierung hat im letzten Jahr den Mindestsatz des Monatsgehaltes für Philippina-Maids so stark angehoben, dass Askias Familie sich keine Philippina leisten kann. Die indonesische

Maid ist die zweite in drei Jahren, nachdem die erste »entschieden hatte abzuhaufen, und den zweijährigen Sohn einfach alleine im Haus zurückließ«.

Askia fährt jeden Tag mit ihrem eigenen Wagen von Petaling Jaya, der Satellitenstadt südlich von KL, zum Campus der University of Malaya, wo sie als Dozentin in der Abteilung für Kommunikation und IT-Erziehung arbeitet. Weil sie mobil ist, fährt sie mittags zur Schule ihrer Tochter und holt sie ab. Ihren älteren Sohn, der eine Ganztagschule besucht, besucht sie in der Regel gegen 14 Uhr und bringt ihm noch eine Kleinigkeit zu essen vorbei. Die Universität hat nichts dagegen und fast alle Kolleginnen, die nicht allzu weit entfernt wohnen, handhaben es so.

Mit Tudung fühlt Askia sich als moderne, ihrer Identität bewußte Malaiin

Als Muslimin trägt Askia außerhalb des Hauses den tudung (Kopftuch). In den frühen 1970er Jahren ist sie noch mit knappem Minirock und Trägerhemdchen durch die Stadt gestreift, doch seit der »Islamic resurgence« in den 70er und 80er Jahren ist auch sie dazu übergegangen, sich moderat zu kleiden und den tudung umzubinden. Ihr zweijähriges Studium

in den USA hat sie in ihrer muslimischen Identität gestärkt. Der Kontakt mit einer anderen Kultur habe ihrem Selbstverständnis sehr gut getan, sagt sie. Wenn sie den tudung anlegt, streift sie zuerst einen Haarreif über ihr schulterlanges Haar, legt das Tuch darüber, steckt es mit zwei kleinen Nadeln fest und lässt dann den Stoff locker um den Hals fallen. Damit es im Laufe des Tages nicht herabfällt oder sich allzu sehr verschiebt, fixiert sie eines der Tuchenden, die sich über ihre Schultern legen, mit einer modischen Brosche. Sie bevorzugt unifarbene Tücher, die eine Farbe haben, die sich auch in ihren bunten Seiden-outfits wiederfinden. Armani oder Laura Ashley hin oder her, der tudung sieht gut aus bei Askia. Sie hat sich auch bewusst dazu entschieden, ohne Druck von Seiten ihrer Kolleginnen oder ihres Ehemanns. Es ist ihre Art zu zeigen, dass sie sich als progressive, moderne und ihrer Identität bewusste Malaiin fühlt.

Im kurzen Kleidchen zur Party

Ganz anders Lucille*. Sie kommt ursprünglich aus Sabah auf Bor-

Die Autorin ist an der Universität Gesamthochschule Duisburg am Institut für Ostasienwissenschaften tätig

neo und ist ethnische Kadazan (= eine der indigenen Gruppen auf Borneo). Sie hat in England studiert und nach ihrem Universitätsabschluss in KL einen recht gut bezahlten Job in einer Werbeagentur gefunden. Lucille fühlt sich frei in KL, mit ihrer eigenen kleinen Apartment-Wohnung und einem Einkommen, das ihr zumindest erlaubt, dem »neusten Schrei« der global-urbanen Modebranche zu huldigen und selbigen in den einschlägigen Discos der Hauptstadt zu präsentieren. Ob Lucille ein typisches »SPG« oder »SYT« ist, bleibt Spekulation. Ein »SPG« ist ein »Sarong Party Girl«, ein »SYT« ein »Sweet Young Thing«.

Es sind junge Frauen, die auf westliche Männer abfahren und, um sie aufzureißen, vorzugsweise im »kleinen Schwarzen« auf Parties auftauchen und mit großen Augen den Erfolgsgeschichten der weißen Expatriates zuhören. Was dabei außer Sex herauspringt? Nun, eine recht angenehme Freizeit in einem schicken Apartment mit Swimmingpool und allen Schikanen, die ein ausländischer businessman halt so benötigt in so einem fremden Land wie Malaysia. Man kann schick ausgehen und aussehen, teuer essen gehen und die Nächte in Clubs und Discos verbringen, deren Eintritt man normalerweise gar nicht so ohne weiteres finanzieren könnte (geschweige denn die Getränkepreise). Und man kann sich verwöhnen lassen von einem Mann, der bei aller Selbstgefälligkeit zumindest schon mal wahrgenommen hat, dass Frauen menschliche Wesen mit menschlichen Gefühlen und Emotionen sind und der eine Asiatin stets reizend exotisch findet. So ein Leben ist unbestritten bequem und gewöhnt an einen Lebensstandard, den man nicht mehr so gerne missen möchte. Gern schlüpfte Frau dafür in String-Tanga und Push-up-BH.

Eltern würden nicht alles gut heißen, was die Mädchen treiben

Für Gisa* und Rina* aus einem kleinen kampung (Dorf) in Penang stellt sich der Griff zum Luxus nicht ganz so leicht dar. Ihr Dorf ist zwar nur eine Autostunde vom pulsierenden Georgetown auf der Insel Penang entfernt, aber so richtig unbefangen fühlen sie sich dort nicht. Sie

sind überzeugt davon, dass das kampung-Leben eine Form von Gemeinschaft bedeutet, die das Stadtleben nie und nimmer bieten kann. Dennoch lockt der Duft der Großstadt, und deshalb machen sich die Mädels bisweilen auf nach KL, um ihn zu schnuppern. Ihre Eltern betrachten solche Ausflüge relativ sorglos, zum einen, weil sie Vertrauen in ihre Töchter haben und davon ausgehen, dass sie in KL bei Verwandten übernachten, zum anderen, weil sie auf der englischen Schule in Penang auch recht liberal erzogen worden sind. Ob sie alles gutheißen würden, was die beiden jungen Frauen in der Großstadt betreiben, sei einmal dahingestellt.

Leisten können sich Gisa und Rina die Ausflüge nach KL nur bedingt. Sie arbeiten beide im gleichen Unternehmen, einer Zulieferfirma im IT-Bereich, aber nicht für sehr viel Einkommen. Rina nimmt Gisa auf ihrem Moped mit zur Arbeit. Gisa ist ihr dafür ziemlich dankbar und fühlt sich Rina gegenüber auch ein wenig verpflichtet. Dennoch platzt ihr manchmal der Kragen, wenn Rina sich mit ihren männlichen Internet-Bekanntschäften in KL trifft und in ihrem Beisein im Hotelzimmer eine Nummer mit ihnen schiebt. Einmal ist sie sogar ins Bad geflüchtet und hat die Nacht in der Badewanne verbracht, weil sie es nicht ertragen konnte.

Gisa ist im Unterschied zu Rina eine sehr bewusste Muslimin und bestrebt, ihre Tagesgebete nach Möglichkeit einzuhalten. Obwohl auch sie, wie viele andere in ihrem Alter (Mitte 20), das Kopftuchtragen als relativ lästig empfindet und ihr outfit lieber bei Jeans und T-Shirt belassen würde, bindet sie hastig ein kleines Tuch um, wenn sie sich in der Öffentlichkeit bewegt. Beim Mopedfahren tragen Gisa und Rina ihre Tücher unter dem Helm. Rina findet das alles überaus unbequem und würde lieber mehr Gelegenheiten haben, sich vom Gebet entschuldigen und ohne Kopfbedeckung durch die Gegend streifen zu können. So richtig nachgedacht haben beide noch nie über die Frage von Kleidung und Kopftuch. Es ist wohl eher der soziale Druck und das »Es-ist-halt-so«-Gefühl, der das Auftreten in der Öffentlichkeit bestimmt. Eine Umfrage einer islamischen Frauen-Nichtregie-

aus: Lutterjohann u.a., Malaysia & Singapur, Peter Rump, 1989, S. 89



Zwei Freundinnen beim Stadtbummel durch Kuala Lumpur

rungsorganisation (NGO) in einem großen Einkaufszentrum in KL unterstützt die Vermutung: Die meisten Schülerinnen und Studentinnen, die befragt wurden, gaben an, sich dezent und moderat zu kleiden, weil sie glaubten, das müsse so sein.

Als Menschenrechtsaktivistin in der ersten Reihe

Elizabeth Teng-Hui, 36, hat als Malaysierin chinesischer Abstammung überhaupt keine Sorgen mit Kopfbedeckung oder moderater Kleidung. Die Chinesen in Malaysia haben keine Kleidungsvorschriften und können wie die anderen Nicht-Musliminnen auch ungehemmt am »Miss Malaysia«-Wettbewerb teilnehmen. Die progressiv-islamische NGO *Sisters in Islam* wehrt sich zwar seit Jahren gegen das Argument, ein Badeanzug sei unislamisch, aber bis heute sind die malaysischen beauty queens durchweg Nicht-Musliminnen.

Na ja, auch die Badeanzug-Damen interessieren Elizabeth Teng-Hui letztlich nur wenig, denn ihr Alltag ist neben der Sicherung ihres Lebensunterhalts ganz von der Arbeit in einer der bekanntesten Menschenrechtsorganisationen Malaysias bestimmt. Elizabeth Teng-Hui ist ein Zugpferd der Organisation und auch außerhalb Malaysias keine Unbekannte. Ihre Aktivitäten haben sich verdreifacht seit der Festnahme Anwar Ibrahims und es gibt Tage, an

denen ihr Handy permanent klingelt. Es klingelt dabei allerdings nicht nur »dienstlich«, sondern auch, wenn Fragen an sie gestellt werden, die andere NGOs betreffen. Denn wie viele der führenden NGO-AktivistInnen in Malaysia ist Elizabeth Teng-Hui Mitglied in mehreren Organisationen und somit immer irgendwie in der vordersten Reihe des Geschehens. Ihre Aktivitäten werden von der Regierung als politisch und damit mit äußerster Skepsis betrachtet. Aber es würde der Regierung nur negative Kritik und Aufruhr beschern, wenn sie Elizabeth Teng-Hui festnehmen ließe. Insofern ist sie ziemlich sicher und kann sich in Bereichen engagieren, die als »sensitive« tituliert werden, weil die Regierung eine offene Diskussion darüber vermeiden möchte. Politisches Engagement außerhalb der abgesegneten Kanäle in den Frauen-, Mädchen- und Jugendorganisationen der Regierungsparteien ist eben immer noch ein risikobehaftetes Unterfangen in Malaysia — aber vielleicht liegt gerade darin auch der Ansporn für Frauen wie Elizabeth Teng-Hui.

Privilegien für Malaiinnen

Hunderte von anderen, unterschiedlichen und ähnlichen Beispielen und Konstellationen von Einstellungen, Identitäten, Überzeugungen usw. könnten sich hier noch anschließen und mühelos ein 300-Seiten-Kompilium von Porträts formen. Illustrieren sollten aber diese wenigen Beispiele bereits, dass das Thema Frauen in Malaysia nur behandelt werden kann, wenn man bestimmte Aspekte oder Kriterien auswählt, unter denen man die Frauenwelt betrachten möchte. Es gibt keine linearen Bezüge à la »mit Kopftuch = konservativer als ohne Kopftuch«. Es gibt, bei aller Pluralität, natürlich Themen, die alle Frauen betreffen, beispielsweise das Recht auf Gleichbehandlung vor Gericht. Andere Themen betreffen Frauen bestimmter sozialer Klasse und Schichten, beispielsweise die Rechte von Frauen, die sich als Maids verdingen, in sweat shops schuften oder als »sweeper« (»Wischerin«, also die Frau, die den Boden putzt) ihr Geld verdienen.

Die Schichtzugehörigkeit ist nicht unbedingt an die ethnische Zugehörigkeit gekoppelt, wenngleich es

unter den sweepers auffällig viele Frauen indischer Abstammung gibt. Dass Malaiinnen in den öffentlichen und staatlichen Einrichtungen Privilegien genießen, liegt an der nach wie vor praktizierten Politik der affirmative action, die Malaien vor anderen ethnischen Gruppen bevorzugt. Weil eine Vorzugsbehandlung nicht immer heißt, dass die Bevorzugten auch die besseren sind, hat die Regierung jüngst eine Kampagne gestartet, die das Stichwort »Meritokratie« propagiert. Will heißen: Malaien sollen sich doch bitte auch mal ein wenig anstrengen und nicht nur die TrittbrettfahrerInnen der affirmative action policy sein.



Die Heterogenität der malaysischen Frauen

Im großen und ganzen hat die Regierung Mahathir, bei aller Kritik und allen seltsamen Bemerkungen (s. oben), einiges für die Frauen bewegt. Zwar bedurfte es des kontinuierlichen Lobbying von islamischen und nicht-islamischen Frauengruppen und NGOs, aber im Vergleich zur Frauenpolitik der islamischen Partei PAS ist die Regierungskoalition doch die weitaus liberalere, offenere und konzessionsbereitere Ansprechpartnerin. Seit Frühjahr 2000 gibt es außerdem ein Ministerium für Frauen und Familie; die Ministerin hat nicht immer, aber häufig ein offenes Ohr für die Belange der Frauen-NGOs.

Aufgrund des religiösen und ethnischen Pluralismus in Malaysia, der die Klassenunterschiede und die Rollenverteilung als omnipräsentes Element durchzieht, stellen sich für die Frauen in Malaysia teilweise ganz andere Fragen als in den meisten europäischen Ländern. Die gender-

Problematik hängt sehr oft mit Fragen zusammen, die sich etwa in Deutschland so nicht stellen würden. Die Vereinbarkeit von Beruf und Kindererziehung zum Beispiel ist für meine Kolleginnen an den Universitäten in Malaysia kaum ein brisantes Thema. Wer es sich leisten kann, hat eine Maid, und wer sich nicht auf eine Maid stützen kann, hat Verwandte, die sich um die Kinder kümmern können. Die Bereitschaft, selber Kinder aus der Verwandtschaft für einige Jahre aufzunehmen, wenn es nötig ist, ist auch wesentlich höher als in der westlichen Welt.

Ein weniger erfreulicher Aspekt ist dagegen die Ungleichbehandlung aus ethnischen Gründen. Wenn eine gute Studentin indischer Abstammung beispielsweise ein Stipendium bei der Regierung beantragt, um im Ausland studieren zu können, muss sie schon ziemliches Glück haben, um es zu bekommen. In der Regel werden ihre malaiischen Kommilitoninnen bevorzugt. Da die indische Gemeinschaft in Malaysia weniger finanzkräftig ist als die chinesische, bieten sich ihr auch kaum Möglichkeiten, auf eine private Finanzierung zurückzugreifen — es sei denn, ihre Eltern sind wohlhabend. Einer einheitlichen Regelung etwa nach dem Muster des deutschen Auslandsbafög steht die malaysische Quotenregelung entgegen, gemäß der den Nicht-Malaien/-Malaiinnen nur eine bestimmte Anzahl von Studienplätzen und Stipendien zur Verfügung steht. Ob sich diese Praxis der Ungleichbehandlung durch die Propagierung von »Meritokratie« verändern wird, darf zumindest im Moment noch bezweifelt werden. Vielleicht kommt ja noch ein smarter Politiker auf die Idee vorzuschlagen, dass nur gutaussehende Frauen sich auf Stipendien bewerben sollten, um dann im Ausland einen reichen Mann finden zu können ...

* Namen von der Autorin geändert.

Hinweis:

Wer sich eingehender für die Aktivitäten und die Errungenschaften der Frauen-NGOs in Malaysia interessiert, sollte sich an die Gruppe ALIRAN oder an die Sisters in Islam (SIS) wenden. (Email-Adressen über Asienhaus → Aliran-homepage).

aus: Aliran Monthly, Juli 1999, S. 40